

(Nachdruck verboten.)

51) Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Hyan.
(Schluß.)

Endlich, nach fast einer halben Stunde, war es so weit! Der Beamte von vorher kam herein und sagte:

„Bitte, Herr Rechtsanwalt!“

Draußen auf dem Gange traf Kurt Ella, die in ihrem schwarzen Kleide, mit verweintem Gesicht und dabei doch reizend, das Mitleid der Männer wachrief. . . .

Vor der Zelle empfing sie der alte Pflüger:

„Er will nur Sie sehen, Herr Rechtsanwalt. . . . Das Fräulein Schwester erst dann. . . na, Sie wissen ja schon! Er redt' doch so, das läßt er sich doch nicht ausbringen.“

Kurt packte ein Schauder, als er in die Zelle trat.

Der Winterabend hatte sich schon so tief herabgehengt, daß die Dämmerung in die Ecken des kleinen Zimmers kroch. . . . Eben zündete ein Beamter von draußen die in der Wand brennende, nach der Zelle zu durch ein Gitter geschützte Gasflamme an, die ziemlich hell leuchtete. Aber man sah noch durch das über mannshoch liegende, schwer vergitterte Fenster die Wolken, die von der winterlichen Abendröte angeglüht, mit rosigem Saum über den Himmel zogen. . . .

In der Zelle war's kühl.

Der Verurteilte, der in den letzten Wochen nur ganz wenig Nahrung zu sich genommen hatte und sich schwach fühlen mochte, lag mit einer Wolldecke zugedeckt auf der Matratze, die von der ganz niedrigen Holzpritsche nichts erkennen ließ.

Er hatte den Kopf auf den rechten Arm gestützt und blickte mit einer Art freundlich nachsichtigen Interesses zu dem Pastor auf, der neben seinem Lager auf dem Schemel saß und ihm Trost zusprechen wollte.

„Ich bin ja gar nicht verstoßt,“ sagte Georg eben, „ich habe gar kein Grund dazu!“

Der Geistliche, ein noch junger Mann, mit sanftem, wenn auch nicht eben klugem Gesicht, stand auf und begrüßte den Anwalt.

„Sie möchten mit Herrn Hellwig reden,“ sagte er freundlich, „nun gut, dann komme ich nachher noch wieder herein.“ Er wandte sich zu dem Verurteilten, „nicht wahr, mein lieber Freund, wir verstehen uns jetzt schon ganz gut miteinander!“

Georg nickte, als wollte er sagen:

„Ja, ja, geh nur!“

Und der Pastor empfahl sich mit einer Verneigung.

„Na,“ sagte Georg und über sein kalkiges Gesicht huschte wieder der helle Schein, der bei ihm schon seit langer Zeit an die Stelle eines Lächelns getreten war.

„Wollen Sie mich auch trösten, Herr Rechtsanwalt?“

„Dessen bedürfen Sie ja anscheinend gar nicht!“ erwiderte Kurt in leichtem Tone — er fühlte, daß er wenigstens jeden Ernst aus seinem letzten Besuch verbannen müsse.

„Ihre Schwester wollte Sie gerne mal sehen, lieber Hellwig!“

„Später, Herr Rechtsanwalt, wenn ich erst mit der Sache durch bin! . . . Das heißt, Sie. . .“ er sah ihn voll Mißtrauen seitwärts an, „Sie glauben ja auch. . . na, das ist ja auch egal! . . .“

Er ließ den Kopf vom Arm gleiten und streckte sich behaglich in seinem Bette aus.

„Es ist ja nu bald soweit. . . und da werden Sie's ja sehn!“

Kurt nickte, er wußte absolut nicht, was er sagen sollte. Wie bekamen es nur die anderen, besonders der Pastor, wie bekamen die es nur fertig, gegen diese wundervolle Lebenssicherheit des Wahnsinnigen mit ihren Buß- und Redepredigten anzustürmen?

„Vorhin war auch der Staatsanwalt hier,“ begann Georg wieder, der, wie die meisten Kranken dieser Art, bis auf die eine fixe Idee vollkommen klar beobachtete und dachte, „und ich glaube der andere Kerl, das war der Scharfrichter. . .“

Kurt von Solvershausen erschrak bis ins Innerste, als er den Kerntesten dies Wort aussprechen hörte. Aber der Ver-

urteilte empfand anscheinend gar nichts besonderes dabei. Er fuhr fort:

„Wer entschädigt nur diesen Mann für seinen Ausfall? Der denkt doch, er verdient seine hundert Taler morgen früh an mir! Na, 's is ihm ganz recht! . . . So'n Verur, den hat keen anständ'ger Mensch! . . .“

In diesem Augenblick wurde es dem jungen Rechtsanwalt klar, daß er hier noch eine schwere Pflicht zu erfüllen hatte, er mußte diesen armen, kranken Menschen während dieser Nacht gegen alles beschützen, was ihm seine schöne Zuversicht, den Glauben an die Gerechtigkeit, vorzeitig hätte zerstören können. Er mußte bei ihm bleiben! Vorher aber natürlich die Schwester heim schicken! . . .

Das tat er. Er ging hinaus, ohne daß Georg viel darauf achtete. Dann, wie er die Weinende heimgeschickt hatte, mit der Versicherung, er würde ihrem Bruder bis zu seiner letzten Stunde beistehen, sandte er einen Aufseher zum Oberinspektor mit der Botenschaft, er bliebe vorläufig noch bei seinem Klienten. Er hat nicht etwa um irgendeine Erlaubnis, er selbst verfügte frei über seine Person und über die seines armen Menschenbruders, der jenem finsternen Blutglauben zum Opfer bestimmt war, in dessen Bann auch heute noch die Kulturmenschen steht. . . .

Sie sprachen wenig miteinander, die beiden.

Manchmal gab der Mörder in stiller Dankbarkeit dem neben ihm Sitzenden die Hand. Er wunderte sich auch nicht darüber, daß Kurt bei ihm blieb. . . . Seinem kranken Geiste war das Wunder ja längst vertraut und lieb geworden!

Um sieben Uhr brachten die Aufseher ein Beefsteak für Georg und eine halbe Flasche Rotwein. Davon trank er ein bißchen, das Fleisch rührte er nicht an.

Und plötzlich begann er, wohl angefeuert von dem lange entbehrten Alkoholgenuß, von seiner Kindheit zu erzählen. . . . Wie er mit der Ella draußen gespielt hatte, vorm Schleißchen Tor, wo sie damals gewohnt hatten. . . . Die Eltern hatten da 'ne Raubel. . . Und da war 'ne Kake, der hatten sie mal 'ne Klingel an den Schwanz gebunden. . . ach, das arme Tier! . . . „Aber ich fing se, soviele se mich auch jekraft hat! . . . Und nachher, da blieb se bei uns, 'n nettes Tier, so schwarz mit weiß, und 'n rotes Mäschen! . . .“

Des Verurteilten Augen glänzten, diese Erinnerung beschäftigte ihn lange.

Kurt von Solvershausen tat allmählich der Rücken weh vom Sitzen. . . . Auf einmal merkte er, Georg war eingeschlafen. . . . Ja, dieser Mörder lag, leicht zur Seite geneigt, mit friedlichem Angesicht auf der Zellenpritsche und schlief. . . . Er träumte vielleicht von seinen Kindertagen, vielleicht auch von einer Frau, die ihn geliebt hatte. . . .

Kurt stand ganz leise auf, aber nur, um seinen Schemel an die Wand zu stellen. Dort schlief er ebenfalls ein.

Aber das Klirren von Schlüsseln — so schiens ihm — weckte ihn gleich wieder auf. Er sah zu Georg hin, der sich erwachend reckte.

Nun traten Beamte in die Zelle, einer, zwei, drei, immer mehr. . . . Kurt erkannte den Oberinspektor.

„Was denn?“ sagte Georg und stand plötzlich aufrecht da.

Der Oberinspektor trat etwas vor:

„Kommen Sie, Hellwig, wir gehen jetzt, mit Gott!“

„Am Ende! . . . Kommt mal ran! . . .“

Des Verurteilten Zähne knirschten, er wuchs förmlich, so straff stand er an der Wand des Zellenfensters.

Ein Aufseher kam näher, um ihn zu fassen.

Er schlug den Mann nieder, wie man einen Stab umwirft. Da warfen sie sich auf ihn.

Und brüllend, wie ein Stier schlug er, stieß er und trat die Menschen zu Boden, die immer wieder auf ihn eindrangten.

. . . Sie hatten ihn schon unten, aber er kam wieder hoch! Dieser ausgemergelte Leib raffte sich am Ende des Seins zu einer Leistung auf, die nur der Wahnsinn gebiert. . . .

Der Rechtsanwalt war, geschoben und gedrängt, bis in die Ecke der Zelle gekommen, in der der Kampf tobte. Er wollte nichts sehen und schlug die Hände vors Gesicht. . . . Aber er hörte! . . . Er hörte das martererschütternde Gebrüll des Niedergezwungenen, den sie aus der Zelle schleiften, wie ein Schlachtwieh. . . .

Kurt hörte, wie der Todgeweihte draußen noch einmal loskam und wie er um jede Stufe kämpfte, die sie ihn hinabbrachten, seinem blutigen Ende zu.

Er wollte seine Absicht aufgeben, wollte das Gräßliche nicht mit ansehen — aber es riß ihn vorwärts. . . . Wie hypnotisiert von dem Getöse und Gestampf folgte er diesem infernalischen Lärm über den Korridor, hinaus auf die Treppe. . . .

Die Treppe! . . .

Jede Stufe war ein Wall, ein Verhau, um den die Uebermacht der Beamten, diese Schar von wütend gemachten Männern mit dem einen kämpfte, der biß und stieß, raste und tobte; den sie fluchend niederzwangen und der mit dem Gebrüll des Urstiers dessen Kraft aufwandte zum letzten fürchterlichen Widerstand!

Jetzt, jetzt hatten sie ihm die Fäde über den Kopf gerissen! und hielten den in Wutkrämpfen zuckenden Leib an den konvulsivisch stoßenden Extremitäten in die Höhe. . . . schleppten ihn so. . . .

Das Tor ging auf. . . .

Kurt ging wie Jomnambul mit hinaus auf den Hof.

In der kalten Luft des Dezembermorgens, der sich langsam erhellte, bekam der Anwalt ein wenig von seiner Bestimmung wieder. . . . Er sah Leute. . . . erkannte den Pastor. . . . den Polizeikommissar. . . .

Ein Stück vor ihm der Beamtenhaufen, dicht zusammengeschlossen. . . . und schzendes Stöhnen aus ihrer Mitte. . . .

Da wieder ein Tor, das aufging.

Stellten sie den Verurteilten auf die Füße? — Kurt war's, als sähe er den weißen Gipsensternkopf über all den anderen. . . .

Und mit einem Male, wie ein Riß in die neblige, kalte Morgenluft hinein: das langgezogene, gräßliche, heißschlingende Geschrei:

„Ich bin unschuldig! . . . Ich bin unschuldig! . . . Unschuldig!“

Hinter dem schwarzverhangenen Tisch standen die Richter der Staatsanwalt. . . . auch ganz blaß. Links davon zur Seite die Bank. . . . rotgestrichen. . . . mit dem Block davor. . . . und neben ein paar anderen der Kerl mit dem Stierhaken. . . . der Henker!

Er sah in den schwarzen Kasten. . . . nach dem Weil. Und dort die Blutzeugen. . . . vor einem Halbkreis von Gendarmen. . . . Menschen dahinter, die das sehen wollten. . . . das!

Plötzlich eine Stimme. . . . laut und schneidend. . . . der Staatsanwalt. . . . das Urteil!

Der Verurteilte war still.

Hinter ihm schlichen die Henkersknechte heran. . . . wollten ihn den Beamten abnehmen. . . .

Da brüllte der Starke noch einmal auf. . . . Ein Darm!

Die Gendarmen drangen vor! . . . Trampeln, Scharren, Schieben auf dem Kiesland. . . .

Kurt von Solfershausen sah nichts mehr. Er hatte sich abgewandt. . . . Seine Seele entsetzte sich vor dieser unerhörten Schenklichkeit, die Menschen gegen ihren Bruder begingen.

(Nachdruck verboten.)

Der Totengräber.

Von Josef Ruederer.

Mit seltenen Schritten wanderte der Friedl durchs Zimmer. Er hatte sich noch niemals so klar, so sicher und fest gefühlt. Bald sah er spöttisch auf den Herrn Meier, halb durch das Fenster ins Freie hinaus. Immer noch Regen und Regen. Die dampfenden Wollen hatten sich vor das Licht geballt und senkten sich immer tiefer in das Tal herab. Schon war der Mittag vorüber, und trotzdem wollte es kaum hell werden. Friedl zündete ein Feuer an, und als die großen Scheite laut in dem Ofen knisterten, bläute er wieder hinaus. Es mußte schneien in der Höhe, das sichere Zeichen für baldigen Witterungsumschlag. Also gab es kein lautes Gaudern mehr, denn morgen konnte alles mit Frost und Eis bedeckt sein und der Viehbach um die Hälfte zurücktreten.

Mit erregter Stimmung horchte er nun auf jedes Geräusch. Der Alte war noch nicht fortgegangen, denn in abgemessenen Schritten, wie der Bedruf einer verlässigen Uhr, drang sein Gebrüll durch das stille Haus. Und Andreßl, auf den der Totengräber besonders achtete, war um drei Uhr aus der Schule gekommen. Daß ihm nur keiner wieder sorglos, ohne daß er es merkte! Friedl hatte die Stiefeln mit Lederpantoffeln vertauscht und blieb wie festgebunden in der Stube. Beständig ging er auf und nieder, indem er eine Pfeife nach der anderen rauchte. Die Zeit verging ihm

qualend langsam, und die Dunkelheit kam immer noch nicht. Er fluchte heimlich, als er merkte, daß noch zwei Stunden waren bis zum Ausgang des Alten. So trüb der Tag dreinsah — sein Dämmerlicht wollte kaum erlöschen, immer das eintönige Grau von morgens bis abends.

Endlich hielt es der Friedl nicht mehr aus und öffnete heimlich die Türe. Leise schlich er den Flur hinab und betrat den Stall. Die Tiere trafen ruhig an der wohlgefüllten Krippe ihr Abendfutter. Also war der Alte doch schon weggegangen! Und Friedl hatte es nicht bemerkt! Ehe er noch Zeit hatte darüber nachzudenken, drang ein seltsames Geräusch zu ihm. Es kam durch die schlecht verschlossene Türe, die in einen gedeckten Holzschuppen führte. Was war das? Er ging ein paar Schritte näher, und jetzt erkannte er Andreßls Stimme. Natürlich! Der Junge betete wieder wie damals im Winter. Und was sagte er denn da auf? Das waren doch ganz eigentümliche Litaneien! Friedl horchte schärfer, und jetzt erkannte er's. Sterbegebete waren es, wie man sie bei Beerdigungen herleiert:

„Der Herr geb' ihm die ewige Ruh, und das ewige Licht leuchte ihm. Der Herr sei seiner Seele gnädig. Der Herr erbarme sich seiner und aller seiner Sünden. Amen.“

So betete das Kind, und es klang so klagend und jammernd. Das stieg dem Totengräber gar närrisch zu Kopfe, daß er eilends die Tür aufriß und hinaus in den Schuppen trat. Aber er fuhr selbst zusammen, als er den furchtbaren Schreden des Kindes bemerkte. Mit einem gräßlichen Schrei war es in die andere Ecke des Schuppens geflohen, als Friedl über die Schwelle ging, und jetzt hielt es, hinter einem Heularren versteckt, stehend beide Arme gegen den Vater hin:

„Jesus, Maria und Joseph, tu mir nix, tu mir nix!“

Der Friedl begriff den Wubben nicht.

„Andreßl“, sagte er, „sei g'scheit.“

„Tu mir nix, tu mir nix!“ flehte das Kind.

„Aber, nimm doch Vernunft an, Du. Warum soll i Dir denn was tun?“

Den Jungen schüttelte es wie im Fieber.

„I tu's nimmer, Vater, i tu's g'wisz nimmer.“

„Was tußt denn nimmer?“

Das sagte Andreßl nicht. Er wimmerte nur und verzog in der Angst sein blaßes Gesicht. Friedl trat etwas näher.

„Da heranzieh is's kalt auf dem nassen Lehmboden. Geh zu mir rein, da brennt a Feuer.“

Aber das Kind bewegte sich nicht von der Stelle, sondern hielt sich mit beiden Händen an der Deichsel des Wagens fest.

„Du bist doch a dummer Kerl!“, sagte langsam der Friedl und sah kopfschüttelnd zu dem aufgeregten Kinde herab. Was er feils Jahren nicht mehr gespürt hatte, ein Gefühl der Zärtlichkeit und des Mitleids kam über ihn. Jetzt oder nie mehr war die Zeit, sich dem Kinde zu nähern. Vielleicht war es doch noch nicht verloren.

„Andreßl“, sagte er, „i hab Dir doch nix 'tan. Warum bist denn alleweil so scheu gegen Deim Vater?“

Der Junge antwortete nicht.

„Gelt“, fuhr der Friedl fort, „i weiß schon, der Großvater hat Dir so viel Schlechts von mir erzählt, daß D' mi fürchtst. . . . Sagst denn gar nix? Traust Deim Vater denn gar nimmer? Geh, Andreßl, geh rein zu mir! Wir zwei bleiben heinad sitzen 'n ganzen Abend, o mein, wennst magst die ganze Nacht.“

Er hatte sich selbst warm geredet. Bei den letzten Worten war er zu Andreßl getreten und hatte ihn auf die Schulter gelovft. Aber der Junge sah scheu zu Boden, und als ihn die Hand des Vaters berührte, sah er die Deichsel des Wagens noch fester.

Da entrang sich Friedls Brust ein schweres Seufzer. Er merkte wohl, daß hier ein Augenblick nicht gut machen konnte, was lange Jahre verdorben hatten. Hinter blüete er den Schuppen hinab und laute an dem Mundstüd seiner Pfeife. Es fuhr ihm wieder so frostig durch den ganzen Leib, daß es ihn schüttelte. Der elende Bretterverschlag troff von Feuchtigkeit. Zur offenen Seitenwand flachte der Regen herein, und durch das vertütelte Schindeldach sickerte das Wasser.

Aber mit einem Male zog der Friedl die Augenbrauen zusammen und streckte den Kopf vor. Was war denn so Merkwürdiges in dem schmutzigen Boden? Erst begriff er's gar nicht und sah unbeeirrt darauf hin, als hätten seine Augen niemals etwas Aehnliches entdeckt. Jetzt aber erkannte er's. Eine kleine Grube war's und daneben ein Haufen Erde, hoch aufgeschichtet, alles genau so, als wenn draußen einer eingescharrt werden sollte. Aufgeregt ging er näher. Ein Stück Holz lag unten, das war wie ein Sarg zurecht geschichtet, und am Ende der Grube steckte ein kleines Holzkreuz, das aus Nienhänen geschnitten war.

Friedl schaute das verrückte Spielzeug immer durchdringender an. Plötzlich drehte er sich um zu seinem Wubben.

„Was is das?“ fragte er. „Was soll das sein? Gib Antwort!“

Der Kleine hatte ihn zitternd mit weit aufgerissenen Augen verfolgt. Jetzt fing er zu heulen an, noch stärker und toller wie zu Anfang. Friedl rückte ihm wieder näher.

„Wen willst Du da eingraben?“ schrie er heftig. „Was soll das sein? Gib a Antwort, oder . . .“

Verzweifelt hob der Junge die Hände.

„Tu mir nix, Vater, tu mir nix!“

Friedl schwang die Faust:

„Sag' die Wahrheit, a einzigs mal in Deim Leben! I rat Dir's, Andrekl, sonst hez i Dir heut Nacht 'n Herrn Meier ans Zimmer!“

Ganz entsetzt fiel der Junge auf die Kniee. Der Lobengraber achtete nicht darauf, sondern packte ihn roh bei der Schulter.

„Sag's . . . sag mir's nur ins Gesicht, Dein' Vater host eingegraben wollen, gelt?“

Da nahm der Knabe seine letzte Kraft zusammen und sah ihn fast trotzig in die Augen.

„Ja“, schrie er, „Dich hab i eingegraben wollen, grad so, wie 's Du 'n Großvater eingegraben willst.“

Mit einem Wutschrei stürzte sich Friedl auf ihn, und zehlt rih er ihn mit beiden Händen von seinem Stützpunkt hinweg, das die Knochen trachten.

„nauf, 'nauf mit Dir in die Dachstube“, schrie er, „da bleibst die ganze Nacht!“

Andredl wollte etwas erwidern, aber er stieß ihn durch den Stall, die Treppe hinauf, ruckweise, Schlag für Schlag. Oben machte der Junge noch eine letzte, verzweifelte Bewegung.

„I muß 'n Großvater abholn“, lachte er.

„So? Wo is denn der Großvater hin?“

„Zum Herrn Pfarrer.“

Ein neuer Hieb auf das Kind! Diesmal hatte es mehr dem alten, hinterlistigen Verleumder gegolten.

„Zum Herrn Pfarrer is er 'gangen? Is recht, aber Du gehst jetzt da 'nein, Du seiner Mose, Dal!“

Und mit einem kräftigen Stoß sandte er ihn in die hinterste Ecke des finsternen Loches.

„So, da bleibst drin!“

„I muß 'n Großvater holn!“ tobte noch einmal der Junge. Friedl schlug ihm die Türe vor der Nase zu und schloß sie ab, zweimal fest nacheinander.

„Heut wird amal nig abg'holn“, schrie er mit einer Stimme, die das Haus durchdröhnte.

Dann eilte er zurück in die Kstube und schleuderte seine Pfeife an die Wand, das sie in tausend Stücke zerbrang.

„G'halekt wird, g'halekt wird auf Tod und Leben“, brüllte er und ballte die Fäuste. „Gest's her zu mir alle zwei, der Totengräber, der zieht Ent' sch' munter.“

Und mit weitem Aud rih er die Türe des Wandchranks auf. Achtungslos warf er bei Seite, was dort in den Fächern herumlag von alten Fezen und Büchern, von Gläsern und Nägeln, bis er es endlich herausgefunden hatte, was er suchte, das lange, feststehende Messer, das er beim Einzelampfe so manchem Franzosen in den Bauch gerammt hatte. Mit einem lauten Schrei rih er es aus dem Futterale und schwang es gegen die Türe.

„Jetzt kann's losgehn“, rief er mit funkelnden Augen.

„Kommit's her, dal's a Schneid' hab't.“

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

Das Alter des Dalai-Lamatus. Die Flucht des Dalai-Lamas vor der chinesischen Regierung von Lhasa nach Indien hat die Aufmerksamkeit wieder auf den merkwürdigen tibetamischen Priesterstaat und die Einrichtung des Dalai-Lamatus gelenkt, die bei der nahezu vollständigen Abschließung Tibets gegen alle Fremden bisher nach Ursprung und Wesenheit so gut wie unbekannt war. Im letzten Heft des „Journal of the Royal Asiatic Society“ teilt nun ein Teilnehmer an dem englischen Libetzug von 1904, R. A. Waddell, auf Grund einiger damals gemachten Funde einige Angaben über das Alter und den Ursprung dieser Einrichtung mit, die insbesondere darinn Interesse verdienen dürften, weil sie die in Asien wie Europa weit verbreitete Ansicht von dem hohen Alter des Dalai-Lamatus als einen schweren Irrtum erkennen lassen. Die Einrichtung des Dalai-Lamatus in seiner heutigen Gestalt ist vielmehr, wie Waddell auf Grund chinesischer Inschriften ermitteln konnte, nicht früher als um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, etwa um 1640 entstanden, als das Haupt der Mönchssette vom gelben Gut die weltliche Gewalt an sich gerissen hatte, und war offenbar ein Mittel, um den Anspruch auf diese Gewalt zu stärken und sie zugleich der Sekte für ewige Zeiten zu sichern. Dieser Priester, mit seinem richtigen Titel „Dalai“ genannt, und der fünfte in der Reihe dieser „Dalais“, war der erste, der sich für die tibetische Verkörperung der vollstimmlichsten aller buddhistischen Gottheiten, nämlich des „Gottes des Mitleids“ Avalokita ausgab; er erbaute darinn im Jahre 1644 auf dem „Roten Hügel“ bei Lhasa an der Stelle des ehemaligen Königs-palastes für sich einen Tempelpalast, den er nach dem berühmten Hügel im südlichen Indien, auf dem Avalokita seinen tibetischen Wohnsitz hatte, „Potala“ nannte. Wie dieser erste Dalai-Lama an der Errichtung seiner Herrschaft arbeitete, wird wohl genugsam durch die Tatsache bezeugt, daß er von den damaligen Jesuitenmissionaren in Lhasa „der teuflische Gott-Vater, der diejenigen tödet, die ihn nicht anbeten wollen“, genannt wurde. Die Theorie des göttlichen Ursprungs des Dalai-Lamas wurde von der chinesischen Regierung offenbar aus dem Grunde begünstigt, weil sie sich dadurch in den Dalai-Lamas ergebenen Anhänger und Verteidiger des Reiches sichern konnte; das

hinderte aber den chinesischen Gouverneur von Lhasa keineswegs, solche Dalais, die der Regierung nicht genehm waren, als „falsche“ Verkörperungen der Gottheit zu bekämpfen und endlich durch die Einrichtung des „Urteils der Urne“, wobei der chinesische Gesandte selbst das Los zog, das den neuen Dalai-Lama bestimmte, der Peking's Regierung den entscheidenden Einfluß auf die Wahl des neuen Gottkönigs zu sichern. In dieser Weise hat sie sich trotz ihrer Anerkennung der Gottheitseigenschaft des jeweiligen Dalai-Lamas doch stets die Bestimmung über den Weg, den die Seele Avalokitas bei einer neuen Verkörperung einschlag, zu sichern gewußt und noch im Jahre 1877 konnte die „Peking's Zeitung“ in bezug auf einen Dalai-Lama, der vom kaiserlichen Gesandten der Begnadigung amtlicher Siegel beschuldigt worden war, amtlich erklären lassen, „man werde seiner Seele nach seinem Tode die Wiederverkörperung nicht gestatten“.

Technisches.

Ausnutzung der Meereswellen. In kochwarmen, an der See gelegenen Ländern tauchen von Zeit zu Zeit Projekte auf, die ewig brausenden Meereswellen der Technik als Triebkraft dienlich zu machen. Und zwar handelt es sich entweder um die sogenannten Windwellen, die — wie ihr Name schon sagt — durch Wind und Stürme entstehen, oder um die Flutwellen, die den Gezeiten der Ebbe und Flut ihre Entstehung verdanken. Dieser Frage wird z. B. in Italien lebhaftes Interesse entgegengebracht. Dort haben sogar verschiedene Ingenieure Projekte ausgearbeitet, um diese Kraft zur Erzeugung elektrischer Energie für die Elektrifizierung der Bahnen zu benutzen. Diese Projekte zerfallen jedoch, wie ein italienischer Ingenieur Salvadori in einem Vortrage nachwies, in nichts, sobald man die Größe dieser Energie berechnet. Mittels einfacher Berechnungen zeigte er, daß die durchschnittliche Energie der Meereswellen für einen Meter Küstlänge in Italien hängen natürlich von der Höhe der Wellen ab und betragen bei einer Wellenhöhe von 0,5 Meter 0,16 Pferdekraft, bei zwei Meter jedoch über sieben Pferdestärken für einen Meter Küstlänge. Da für Italien während 200 Tagen im Jahre eine Wellenhöhe von einem Meter angenommen werden kann, so ist die zur Verfügung stehende Energie sehr gering. Außerdem sind die Anlagelosten für die Einrichtungen äußerst hoch und betragen zur dauernden Gewinnung einer Pferdestärke 4000 R. Zum Vergleich sei angeführt, daß die Anlagelosten eines vollständigen Elektrizitätswerkes mit Dampftrieb nur den siebenten bis achten Teil der oben genannten Summe betragen.

Anlagen zur Ausnützung der Flutwellen, sogenannte Flutmaschinen oder Flutmühlen, sind schon seit dem 17. Jahrhundert bekannt. Aber auch hier sind die zur Verfügung stehenden Energiemengen äußerst gering und sogar noch geringer als die bei Ausnützung der Meereswellen zu erzielenden. Wenn auch die Flutwellen bedeutend höher sind als diese — erreichen sie doch Höhen bis zu 20 Meter —, so kommen sie doch nur alle 12 Stunden, während die Windwelle alle halbe bis ganze Minute ihr Spiel wiederholt. Die Flutwelle würde z. B., wie P. r e u h ausführte, am Ufer der Nordsee nirgends als Kraftquelle für ein bescheidenes städtisches Elektrizitätswerk dienen können. Etwas ausfichtreicher dürften die Vorschläge sein, nicht die hebende und senkende Kraft der Wellen auszunutzen, worauf sich obige Ausführungen bezogen, sondern den Ebbe- und Flutstrom zur Energieerzeugung zu benutzen, indem man den Strom durch einen Kanal leitet und ihn Turbinen treiben läßt. Bis jetzt ist es aber nur bei Projekten und Vorschlägen geblieben und dürfte es auch weiter so bleiben, weil die aufzuwendenden finanziellen und technischen Mittel in keinem Verhältnis zur gewonnenen Leistung stehen. Stk.

Ferndrucker im Polizeinachtendienst. Das Berliner Polizeipräsidium hat, wie die „Elekt. Zeitschrift“ mitteilt, kürzlich eine Ferndruckeranlage ausführen lassen, die aus einer Zentrale im Gebäude des Präsidiums und annähernd 200 Empfangsstellen in den Polizeirevierern Berlins und den näheren Vororten besteht. Die Anlage dient zur gleichzeitigen Uebermittlung der Anordnungen oder Nachrichten auf telegraphischem Wege an sämtliche Empfangsstationen. Die Telegramme werden in Spalten-druckschrift auf breitem Papierstreifen erhalten. Es werden täglich etwa 150 Telegramme befördert. In „ruhigen Tagen“ (natürlich polizeitechnischer Auffassung nach) steigert sich der Verkehr unter Umständen auf das Doppelte. In verschiedenen amerikanischen Städten bestehen übrigens für Polizeizwecke Straßentelephonstationen, die an den Telegraphenstangen befestigt sind. In New York sollen ähnliche Stationen auch für den allgemeinen Gebrauch des Publikums eingerichtet werden. Die Apparate werden gleichfalls an den Holzmasten der Fernsprechlinien angebracht. Sie erhalten einen kastenartigen Umbau, der so eingerichtet ist, daß er den Kopf des Sprechenden aufnimmt und das Sprachgeräusch abhört. Jede Sprechstelle erhält ein an einer Kette befestigtes Teilnehmerverzeichnis. Jedemfalls sind das mehr praktisch und billig als ästhetisch eingerichtete Telephonstationen, die von den Groß-Berliner Moskstationen wohl übertroffen werden.

Es ist nicht bezweifelnd, daß in Preußen dieser technische Fortschritt zur polizeilichen Unterdrückung des Volkes — dem dazu dient er offenbar — eingeführt wird?

Schach.

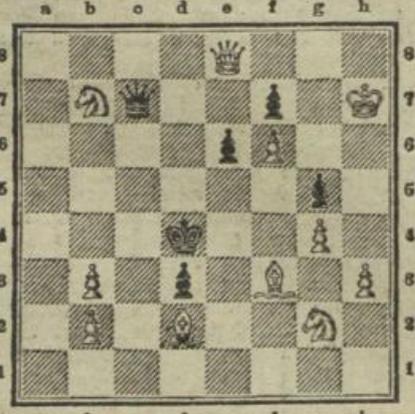
Unter Leitung von S. Alapin.

Unter „Problem“ (im engeren Sinne) versteht man im Schach eine Stellung (auch „Position“ genannt), welche eine erzwingende Mattführung in einer verhältnismäßig geringen Zügezahl bei bestmöglichem beiderseitigen Spiel zuläßt. In den meisten gefälligen Problemen schwankt diese Zügezahl erfahrungsgemäß zwischen zwei und fünf. Sobald die Position angegeben ist und die Zügezahl, in der das Matt (= ist hierfür das Druckzeichen) erfolgen kann, bildet die Auffindung der in allen möglichen Veränderungen („Varianten“ genannt) zum Ziele führenden Spielmethode den Inhalt der sogenannten „Lösung“, deren Entdeckung einem Schachspieler als Aufgabe hingestellt werden kann. Mitunter liegt die anzuwendende richtige Methode so versteckt, daß die Auffindung der Lösung viel Kopfzerbrechen verursachen mag.

Für Anfänger bieten meistens nur die Probleme eine noch gerade zum Genuß ausreichende, aber nicht unüberwindliche Schwierigkeit, in denen das erforderliche Matt in spätestens zwei Zügen möglich ist. Das Lösen solcher Probleme („Zweizüger“ genannt) bildet gleichzeitig eine Übung, die in das innere Wesen der Technik des schachlichen Kombinierens am leichtesten und am raschesten einführt und die deshalb wesentlich zur Hebung der Spielfähigkeit beiträgt. Wir werden möglichst in jeder Schachspalte ein solches Problem bringen und empfehlen dringend, die Lösung in allen Varianten zunächst von selbst zu finden. Sollte dies nicht gelingen, oder zur Selbstkontrolle der Richtigkeit der eigenen Lösung, findet man in der Schachspalte im „Briefkasten“ die wesentlichste Andeutung hierzu, nämlich den ersten Zug der Lösung.

In allen, auch künftigen Abbildungen („Diagramme“ genannt) von Problemen ist vorausgesetzt, daß Weiß in der betreffenden Position am Zuge ist, und daß die ursprüngliche Stellung der weißen Bauern auf der zweiten waagerechten Reihe („Horizontale“ genannt) von unten war, so daß die weißen Bauern während der Lösung nach oben marschieren und eventuell schlagen. Die Richtung der schwarzen Bauern ist demnach von oben nach unten. Ueber dem Diagramm ist der Name des Komponisten angebracht nebst der Zügezahl, in der das Matt (♯) zu erfolgen hat. Nachstehend unser erstes Problem:

[R. Karstedt 2 ♯]



Kontrolle: Weiß — K h7, D e8, L f8, L d2, S g2, S b7, b2, b3, f8, g4, h8.
Schwarz — K d4, D o7, d3, e8, f7, g5.

Nachstehende Partie, ein Damengambit, wurde im St. Peterburger Turnier 1908 zwischen A. Rubinstein (Weiß) und S. Freimann (Schwarz) gespielt.

- 1. d2—d4 d7—d5
- 2. c2—c4

Die Erläuterung dieser Eröffnungszüge wurde von uns schon am 5. März gegeben. Es sei hier noch hinzugefügt, daß der letzte Zertzug deshalb der Spielweise die Bezeichnung „Gambit“ verleiht, weil er, um erhoffte Vorteile zu erzielen (im gegebenen Falle, um den Doppelschritt des zweiten weißen Zentrumsbauern ev. zu ermöglichen), den Gegner zu verlocken sucht, den anscheinend ungedeckten Bc4 zu erobern (mittels d5×c4). Der technische Ausdruck „Gambit“ stammt vom italienischen Worte „gambetto“, was eine Lockspeise bedeutet. Italiener waren im wesentlichen die ersten Europäer, die zur Blütezeit der italienischen Kulturgeschichte im 17.—18. Jahrhundert auch literarisch sich intensiv mit Schach beschäftigten.

„Damengambit“ bedeutet eben ein „Gambit“ auf der Damenreihe, zum Unterschied vom „Königsgambit“, das dem ersteren analog auf der

Königsreihe mittels 1. e4, e5; 2. f4 entstehen kann.

Wenn man absichtlich dem Gegner einen ungedeckten gedekten Stein zu erobern gestattet oder wenn man freiwillig den Abtausch eines eigenen Steines gegen einen minderwertigen des Gegners zugibt, so nennt man dieses Verfahren: ein „Opfer“ bringen. Der Zertzug, wie übrigens jeder andere „Gambitzug“, bedeutet also ein anscheinendes „Opfer“.

2. d5×c4?
In der von uns am 5. März gebrachten Partie Schowalter—Marshall (sowie auch in der 10. Rattpartie Laßler—Schlechter) geschah weit besser 2. c6! womit Schwarz, um den Doppelschritt des zweiten weißen Zentrumsbauern noch aufzuhalten, die Unna b e des ihm angebotenen Opfers ablehnte. Dagegen tragen die Eröffnungszüge: 1. d4, d5; 2. e4, e6! (oder auch andere Fortsetzungen von Schwarz außer 2. d×c4) den Namen: „Ungeliebtes

Damengambit“, während die Spielweise im Text durch: „Angenommenes Damengambit“ bezeichnet wird. Der analoge terminologische Fall wiederholt sich auch bei allen anderen Gambits.

Die Annahme des Damengambits im 2. Zuge ist für Schwarz jedenfalls nicht zu empfehlen, weil hiermit der Doppelschritt des zweiten gegnerischen Zentrumsbauern (e2—e4) erleichtert wird, ohne daß Schwarz eine begründete Hoffnung hegen könnte, als Kompensation hierfür den eroberten Bauer schadlos zu behaupten. Weiß könnte zum Beispiel den Bauer auch sofort mit 3. Da4 nebst 4. D×c4 zurückerobern. Wie weiter ersichtlich sein wird, kann Weiß sogar noch stärker den Rückgewinn des nur temporär geopferten Bauern erzielen.

Wir bringen die gegenwärtige Partie diesmal sofort nach der am 5. März veröffentlichten Partie Schowalter—Marshall, weil wir in der „Auswahl“ der Partien einen pädagogischen Zweck im Auge haben. In jener Partie Schowalter—Marshall konnte nämlich der Leser die Spielweise: 1. d4, d5; 2. e4, e6! und deren Konsequenzen im wesentlichen kennen lernen. Wir hatten dort aber keine Gelegenheit, den Leser über die Folgen von 1. d4, d5; 2. e4, d×c4? zu orientieren. Diese Orientierung hat man jedoch für den Fall nötig, daß man selbst die weißen Steine führt und der Gegner eben die zuletzt erwähnte minderwertige Spielweise wählen sollte. Man muß dann wissen, wie der Fehler des Gegners am besten auszunutzen ist. Für diesen Zweck wird dem Leser das Studium der gegenwärtigen Partie Rubinstein—Freimann dienlich sein, weil die beiden Partien sich insofern gegenseitig ergänzen, weil aus ihnen die wesentlichsten Konsequenzen der beiden Fälle, in 1. d4, d5; 2. e4, e6! und 1. d4, d5; 2. e4, d×c4? bestehend, ersichtlich sind. Diese beiden Fälle stellen, was die Eröffnungslehre betrifft, also zwei innerlich zusammenhängende „Varianten“ (mögliche Eventualitäten) einer und derselben „Eröffnung“ (Spielwendung im Anfang der Partie) vor, die wir unter dem Namen „Damengambit“ bis jetzt kennen gelernt haben.

Ein genaues Studium verschiedener Eröffnungsvarianten ist für den praktischen Erfolg im Schachspiel von größter, fast entscheidender Bedeutung, weil die Anfangstellung der Steine die vielleicht komplizierteste von allen anderen Positionen ist. Die aus ihr entstehenden Eventualitäten sind so zahlreich und so verwickelt, daß ohne theoretisches Studium oder jahrelange Erfahrung der Mutterschiff sogar der begabtesten Meister nicht ausreicht, um diese Anfangstellung der Steine richtig und korrekt zu behandeln.

Nicht immer werden wir inlande sein, wie im gegebenen Falle der Varianten des Damengambits, zur Beleuchtung von wichtigen Eröffnungsvarianten eine passende, aktuelle und lehrreiche, wirklich gespielte Meisterpartie ausfindig zu machen, weil die Meister doch nicht zur Belehrung des Publikums ihre Partien spielen. Wir werden also in die Lage kommen, zu unseren Zwecken belehrende theoretische Abhandlungen („Analysen“ genannt) in Form extra komponierter, stilliver Meisterpartien zu veröffentlichen. In den variantenmäßigen Ausführungen unserer Anmerkungen und Glossen ist dieses theoretische Verfahren schon bislang vorgekommen. Der wirkliche Verlauf einer Meisterpartie ist nämlich in unserer Schachspalte nur als Sachrichtenteil zu betrachten. Das belehrende Element hingegen hat der Leser hauptsächlich nur in den Analysen der Glossen zum Hauptspiel zu suchen.

8. Sg1—f3
Weiß hat keine Aile den Bauer mit Da4 nebst D×c4 zurück zu gewinnen, denn Bc4 kann so wie so seinem Schicksal nicht entgehen. Weiß konnte den Bc4 auch mit 3. B. 3. e2—e3 (noch stärker vielleicht mit 3. e4!) angreifen, worauf die Dedung etwa mit 3. b5? nicht ausreichen würde wegen: 4. a4, e6; 5. a×b5, c×b5; 6. Df3 usw. (Ta8 ist entscheidend bedroht.) Jedoch hätte Schwarz alsdann (auf 3. e3 nämlich) das ausichtsvolle Gegenopfer 3. o7—e5! (Doppelschritt des zweiten Zentrumsbauern!) riskieren können 3. B.: 4. d4×e5 (oder 4. L×e4, e×d4 mit un näherndem Ausgleich). 4. d8×d1?; 5. Kc1×d1, Lc8—e8 usw. Den Verlust der Möglichkeit zu rochieren will Weiß mit Recht nicht haben, und macht deshalb den Zertzug, um e7—e5 zu verhindern. (3. Sf3?, e5?; 4. S×e5!)

3. Sg8—f6.
Ein Versuch den Bc4 etwa durch 3. b5 schon beizeiten zu decken, scheitert an: 4. a4, e6; 5. e3, e6; 6. b3, Lb4?; 7. Ld2, L×d2?; 8. Sf×d2, c×b3; 9. a×b5, b2; 10. Ta2, c×b5; 11. Lb5? nebst T×b2.

4. e2—e3 e7—e6
Auf 4. b5?; 5. b3, c×b3; 6. L×b5? usw. ginge der Bauer doch verloren. In Betracht kam 4. Lg4!, um den Käufer nicht einzuschränken.

5. Lf1—c4 a7—a8
Strebt einen Befreiungsversuch mit b7—b5 nebst Lb7 für den Lc8 an, was Weiß mit seinem nächstfolgenden Zuge verhindert.

6. a2—a4 e7—e5
7. 0—0 b7—b6

Um den Lc8 doch über b7 auf eine freie Diagonale zu bringen. Jedoch hatte dies noch Zeit. Die Sicherstellung des Königs mittels Lc7! und 0—0! war für den Moment dringender.

8. Dd1—e2 Lc8—b7
9. Sb1—c3 Sb8—c6
10. Tf1×d1 Dd8—c7
11. d4—d5 e6×d5
12. Lc4×d5 Lf8—e7
13. e3—e4

Dieses entscheidende Vordringen des weißen Königsbauern ist früher oder später immer eine Konsequenz der Annahme des Damengambits mit „2. d×c4“?

13. 0—0
14. e4—e5 Sf6—e8

15. De2—e4
Der weiße Zentrumsbauer ist der Bewegungsfreiheit der schwarzen Steine außerst hinderlich. In solchen Situationen pflegte man, weil die Schwierigkeiten zu groß sind, auch psychologisch den Kopf zu verlieren und entscheidende Fehler, wie den nunmehr folgenden Zug von Schwarz, zu begehen.

15. Sc6—a5?
Verhältnismäßig war 15. Td3; 16. Lf4, De8; 17. e6, f5 usw. mehr geeignet, noch längeren Widerstand zu leisten.

16. Ld5×b7
Hier gab Schwarz in Wirklichkeit schon auf. Die Folge könnte gewesen sein:

16. Sa5×b7
falls 16. D×b7; 17. D×b7, S×b7; so 18. Td7 mit Figurengewinn.

17. Sc3—d5 Dc7—d8
oder 17. Dd7; 18. Lg5!, Ld8; 19. Sf6?, S×f6; 20. L×f6 nebst eventuell Sg5 usw.

18. Lc1—f4!
Nicht die Ueberflürzung: 18. Sf3?, S×f6!; 19. T×d8, S×e4 usw.
18. Kg8—h8
19. Sd5—f6! Sc8×f6
20. e5×f6 und gewinnt.